

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

7 (9.1.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Andrées Start zur Todesfahrt

Bisher unerschlossene Dokumente.

Am 21. Juni 1897, abends 9 Uhr. Nils Strindberg sitzt allein im Schuppen neben dem halbfüllten Ballon. Er schreibt an seine Frau. Ein scharfer Nordostwind weht durch die oberen Stockwerke des Schuppens und um den Gipfel des Berges. Strindberg hat Wache am Wasserhahn, kann aber nicht ausruhen, denn die Füllungszeit ist nicht abgelaufen. Er denkt an seine Frau in Stockholm, an die stürmischen Tage, die er mit ihr verbracht hat, und er träumt von der Zukunft, die er nicht abnt. Er ist guten Mutes, der Ballon ist so frisch gefüllt und muß jetzt das Gas viel besser halten als im vorigen Jahr. Die Expedition hat vor sich den Sommer mit gutem Wind und Sonnenschein. Warum sollte der Versuch nicht glücken? Strindberg glaubt aufrichtig daran.

Erst 20 Tage später konnte der Ballon, den er bewachte, zur Fahrt aufsteigen. Bis zum 11. Juli waren die Wetterverhältnisse zu ungünstig, um sie zu wagen.

Der 11. Juli

Schon um 3 Uhr morgens fräufelte sich das Wasser des bisher so stillen Hafens der „Virgo“ unter dem ersten leichten Hauch aus Südwest; um 4 Uhr blies schon ein kräftiger Wind. Von Zeit zu Zeit kamen sogar starke Böen. Die Wellen trieben in schnellem Zug nach Norden. Alles deutete darauf hin, daß der Südwind diesmal länger anhalten würde als in früheren Fällen. Auch die Seeleute schienen dieser Meinung zu sein. Zwei norwegische Fischerboote suchten im Hafen der „Virgo“ Schutz, denn sie rechneten für die nächsten Tage mit Sturm aus Süden.

Andrée wurde schon am frühen Morgen geweckt und fuhr an Land, um die Verhältnisse genau zu erkunden. Um 8 Uhr ließ er sagen, er bitte noch um eine Stunde Seebefehl. Inzwischen sollte die persönliche Ausrüstung gepackt und die Post fertiggemacht werden. Der Himmel wurde im Laufe des Vormittags noch heiterer, zwischen 8 und 9 Uhr wurde er im Norden ganz klar, von Süden wehten die Wellen in rauhem Zug. Die Windgeschwindigkeit betrug dicht über dem Boden zwischen 5 und 10 Meter, höher in 200 bis 400 Meter Höhe viel größer. Die Stärke und Richtung des Windes waren für einen Aufstieg recht günstig, wenn nur die vielen Böen nicht gemein wären.

Strindbergs Logbuch Nr. 2, das auf Witze gefunden wurde, enthält neun Seiten mit feingradigen Aufzeichnungen von Strindbergs Hand. Die erste Eintragung wurde am 21. Juli, 1 Uhr morgens, auf einer (Eisfläche 82° 38' nördlicher Breite und 29° 40' östlicher Länge (Greenwich) abgesetzt. Sie ist an seine Frau gerichtet und schildert die letzten Stunden vor der Abfahrt bis ins einzelne.

Strindberg schreibt, es wäre herzlich, wenn die Abfahrt endlich beschlossen würde, Andrée, Fraenkel, Strindberg, Sönborg und Mochuren waren an Land und beschäftigten den Ballon vom Dach des Schuppens aus. Sie unterhielten sich, ob man die Fahrt wagen könne, er bitte endlich fraenkel zu fragen. „Sollen wir es versuchen oder nicht?“ Fraenkel wußte nicht, was er antworten sollte für die Abfahrt. Strindberg entgegnete: „Ich denke, wir sollten es versuchen“, und Sönborg stimmte ihm bei. Andrée war sehr nachdenklich und äußerte sich nicht. Daraus folgten die beiden an Bord zurück. Sie hatten noch keinen endgültigen Entschluß gefaßt. Als sie aber an Bord kamen, sagte Andrée zu Sönborg: „Wir haben jedoch beraten, ob wir fahren sollen oder nicht; meine Kameraden drängen auf Abfahrt, und da ich keine stichhaltigen Gegenstände habe, werde ich mich wohl fügen müssen, obwohl ich meiner Sache nicht ganz sicher bin. Schick also alle Mann an Land, sie sollen anfangen, den Ballonhüllen abzureißen.“ Zeit kam „Leben in die Hute“. So freudig sind wohl nie Seebären und Zimmerleute an die Arbeit gegangen. Alle waren vergnügt.

Strindberg blieb noch eine Weile an Bord. Er unterhielt sich mit Sönborg und dem Doktor, dann packte er seine Sachen und einige Instrumente zusammen. Andrée ging sofort an Land, um die Arbeiten zu leiten.

An der Bucht gina es lebhaft zu. Zwei Fischerboote waren eingelaufen, ein anderes hatte schon vorher dazugelassen. Es sollte an einer anderen Stelle anlegen, wo es dem Ballon nicht im Wege war. Das Wetter war strahlend. Der Wind blies frisch aus Südwest.

Strindberg ging an Land, machte einige Sachen in die Gondel und rechnete dies und das. Die Vorderseite des Schuppens wurde herabgenommen. Der Ballon stand fest und sicher. Das Segelstück im vierten und fünften Stock schloß ihn gegen den Wind. Strindberg machte einige Aufnahmen von den Arbeiten beim Abbruch des Schuppens.

Nachher ging er noch einmal mit Sönborg an Bord der „Sönsfunda“, holte einige verpackte Sachen und verglich zum letztenmal

die Chronometer. Als die beiden an Bord kamen, war gerade das Frühstück aufgetragen, sie ließen sich überreden, mit dem Chef und dem Doktor zu essen und zu trinken. Der Chef ließ eine Flasche Sekt kommen, und man trank auf gutes Gelingen. Das Frühstück schmeckte köstlich. Als Strindberg wieder an Land kam, war es für die anderen zu spät geworden, um noch vor der Abfahrt zu essen. Sie nahmen nur belegte Brote und Bier in die Gondel mit.

Als Strindberg an Land kam, war die Arbeit weit fortgeschritten, der Ballon wurde schon hochgelassen. Um die Windrichtung in der oberen Luftschicht zu erkennen, ließ man ein paar kleine Ballons aufsteigen. Sie war günstig. Es war ein erhebender Anblick, als der Ballon so hoch stieg, daß der Tragring ein gutes Stück über dem Erdboden hing. Er wurde durch drei Seilen gehalten. Jetzt konnte die Gondel befestigt werden, die nötige Menge Ballast wurde verstaubt, und dann war der Augenblick des Abschieds gekommen. Er war herzlich und ereignisreich, aber ohne jede Mißbilligung. Andrée rief: „Strindberg, Fränkel, seid ihr klar zum Einsteigen?“ — „Ja.“ — Sie ließen ein. Strindbergs Gedanken wanderten für einen Augenblick zur Frau und den andern Leuten dabei. Wie wohl die Fahrt gehen würde? Das Gefühl wollte ihn übermannen, aber er drängte es zurück. Mochuren, dem Strindberg am meisten zuneigt war, stand der Gondel am nächsten. Strindberg hat ihn, seine Frau zur Gräßen. Dann hieß es, die Kamera bereitzustellen, Ballast abwerfen und vieles andere. Alle drei stiegen auf dem Dach der Gondel. Es herrschte feierliches Schweigen. Mochuren sagt: „Attens dez un moment calme!“ dann kommt der wichtige Augenblick.

„Alles laffen!“ Das war Andrées Stimme. Drei Messer fanden die drei Taus, die den Tragring festhalten, der Ballon hob sich, die Zurückbleibenden rufen hoch! Die drei im Ballon antworten: „Das alte Schweben soll leben.“ Der Ballon steigt aus dem Schuppen auf. Der Polarfahrer bemächtigt sich ein eigenartiges, unbeschreibliches Gefühl, aber sie haben keine Zeit, sich ihm hinzugeben. Strindberg macht Aufnahmen. Er merkt, daß der Ballon fällt. Man wirft Ballast aus, aber die Gondel taucht ein wenig ins Wasser. Gleich steigt sie wieder. Alles scheint gut zu gehen. Noch hören die drei von unten Hurraufe. Strindberg macht noch einige Aufnahmen und schreibt eine letzte Karte an seine Frau. Er wollte sie an der Ostküste abwerfen, vergaß es aber dann.

Strindberg betrat nach den Aufzeichnungen in seinem Logbuch mit den Kameraden um 13.43 Uhr die Gondel, und 3 Minuten später stieg der Ballon auf, den sie nun an den „Adler“ nannten. Sönborgs Bericht erwähnt Strindbergs in seiner Schilderung des Aufstiegs den verhängnisvollen Verlust der Schleppe nicht und spricht auch nur sehr kurz angebunden über das „Eintauchen“ in den Hafen der „Virgo“, das für die weitere Fahrt so folgenreicher werden sollte. Die Ereignisse während der ersten Minuten nach dem Aufstieg des Ballons werden von Augenzeugen wie folgt beschrieben:

Der Ballon hebt sich in rudertartigen Bewegungen langsam bis zu 50 bis 100 Meter und treibt in nordöstlicher Richtung über den Hafen der „Virgo“ hin. Die Schleppe gleitet über das Wasser und hinterläßt auf der Fläche eine breite, scharfe Furche, ähnlich der Kiellinie eines Schiffes. Ueber der Mitte des Hafens beginnt der Ballon zu sinken, bekommt dann plötzlich einen Stoß, und die Gondel taucht bis zur Hälfte ins Wasser ein. Nach einer andern Angabe soll sie die Wasseroberfläche nur leicht gestreift haben. Der Ballon hebt sich aber gleich wieder und steigt als riesige Kugel immer höher, während die Besatzung neun Canadiäer aussteigt und auf die Weite schon beim Aufstieg 207 Kilogramm ihres kostbaren Ballastes verliert.

Unmittelbar nach dem Eintauchen der Gondel rief ein Matrose: „Die Schleppe liegt ja am Strand liegen geblieben.“ Die Aufregung war groß, denn der Plan der Fahrt beruhte ja gerade darauf, daß man nur etwa 150 bis 200 Meter hoch steigen und mit Hilfe der Schleppe dem Ballon einen gewissen Grad der Vertikalität bewahren wollte. Die Zurückbleibenden glaubten zuerst, die Schleppe seien abgerissen, bei näherem Zusehen stellte sich aber heraus, daß die Verankerung der Ankerstücke sich gelöst hatte. Die Taus waren am Fuß des Ballonhüllens in östlicher Richtung auf den Strand ausgelegt worden, damit der Ballon schon beim Aufstieg eine gewisse Abweidung bekommen sollte. So hoffte man den größeren Bodenerhebungen der Amsterdamerinsel ausweichen zu können. Offenbar hatten sich beim Auslegen Schlingen gebildet, so daß sich die Taus während des Aufstiegs zwirbelten. Dadurch lösten sich die Verankerungen, die nur wenige Gänge hatten, und die unteren Zweidrittel der Schleppe fielen ab. Das Unheil geschah höchst wahrscheinlich im gleichen Augenblick, in dem der Ballon den heftigen Stoß bekam. Damit waren weitere 330 Kilogramm Ballast verloren.

gen, ihr das Haar hübschweise aussaurauen! Diese Tempelshändlerin! Einer lebendigen vielfachen Billionärin!

In diesen Marieller Köpfen vermehrten sich die Summen mit fantasmagorischer Fixität. Im Grunde glaubte keiner an diese astronomischen Zahlen. Aber was tat das der Begeisterung und dem Größenwahn Abbruch! Wirklichkeit und Phantasterei sind hier im Süden Frankreichs daselbst: Gelegenheit, den Mund voll zu nehmen. Botta. Groß war der Lotteriegewinn sicher. Vielleicht Hunderttausend Francs. Das glaubten sie. Aber ob es Hunderttausend waren oder eine Million, war doch im Grunde gleich. Sie war eine Billionärin, zool!

Da stand Brévide auf. Sie hatte sich wieder fest in der starken, kleinen Kinderhand. Mit herber, willensbeherrschter Stimme rief sie laut in den Saal: „Meine lieben Gäste, es ist trinkt nach Herzenslust! Ich gehe mich umziehen. Bin gleich wieder zurück. Wüch dir endlich das Blut von der Bude, Bital, es verhandelt deine pomadöse Hasside. Nachher trinken wir beide ein Verschönerungsglas. Kommt, Vater Joseph!“

An der Tür gefellte sich die Leidschmerz zu ihr. „Bleibt hier, vertritt mich solange. Seht zu, daß sie sich amüßieren“, gebot sie. Fittne und Fittne sogen sich heimlich und beschämt zurück. Jetzt würde jeder glauben, sie hätten sich an die Millionärin heranschlingeln wollen. Villettes Vornehmheit litt Wein.

Zwei Sekunden nach Brévidess Verschwinden als ob der Festsaal dem vom Mistral gepeitschten Golf von Lion. Hohe Wogengebirge provençalischer Phantastik und Raumtheater türmten sich empor: „Sou, wenn das der Bräutigam geacht hätte! Dieser Däm! Dieser Verkäuter! Dieser Abtrünnige, der es mochte, ein Mädchen des Quartiers, ihre Königin, sitzen zu lassen an ihrem Hochzeitsstige.“

„Was wollt ihr, der ist bestrakt genau. Verschöndel hat er gegeben, statt Millionären einsumebnen!“

Andere berieten dramatischer, was Brévide sich nun alles kaufen könne. Das ganze Quartier mit allen Gasen, Häusern, totem und lebendem Inventar. Quatsch, ganz Marieller! Reicht noch lange nicht. Die ganze Provence mit allen Olivenbainen, Weinbergen, Rimes, Avignon, Aix, Arles. Was hat sie davon! Paris wird sie sich kaufen. Ganz Paris mit allen Boulevarde und dem Eiffelturm. Qué pastis! Und schon waren alle bei dem nervensigenden Thema, was die Billionärin ihnen, ihnen allen, abgeben

würde. Ihnen, den treuen Gefährten, Schwestern, Kolleginnen, Vusenfreundinnen, kampferprobten Beschützern und meeres.

Brévide eilte über die Place Villeneuve. Vater Joseph suchte ihre Blöße nach Möglichkeit mit seinem dughigen Leibe und seiner weit geöffneten Uniformjacke zu decken.

Als sie oben die Tür hinter sich geschlossen und fürstlich verriegelt hatte, stellte Brévide sich festengerade vor den kleinen Kapitän hin. „Was ist nun eigentlich daran?“ fragte sie, plötzlich entschlossen, und sah ihm durchdringend in das wettterrote Gesicht. Es war, als habe sie ein Gewand von ihren grauen Augen.

„Was soll dran sein?“ schnaubte der Alte, „gewonnen hast du den Gordo“. Dann ging die Freude und Kühlung mit ihm durch. Köstlich umfachte er mit dem Arme ihren Nacken und legte ihren Kopf an seine Brust. „Den Gordo hast du gewonnen, ma petite. Den Gordo! Wenn das deine Mutter — Gott hab sie seg! — er lebt hätte!“

Diese Erinnerung war ein Festgriff des enthusiastisch Bewogen. Brévide wand sich seiner Umklammerung.

„Wieviel ist das, der Gordo?“ fragte sie mit wiedererfundener Sachlichkeit.

Der Alte wüchelte sich etwas von der Bude. „Das kommt darauf an, haben Sie mir in Barcelona gefragt.“ Er schneuzte sich in ein rotes Tuch mit weißen Willardfugeln. „Wieviel Zehntel hast du denn?“

„Zehntel?! Wieviel Zehntel?! Ich habe doch ein Los!“ rief sie in aufsteigender Angst, das Wendwerk könne so spuckhaft zerrinnen wie es heraufgeleitet war. — „Zeig her“, verlangte er.

Sie haßete zur Kommode, kramte in der Wäsche. Da lag das Los, wohlbewahrt im Versteck, zerkrumelt, zertrümmert, zertrümmert und fast vergessen auch von ihr.

Der Alte nahm es voll atemloser Andacht, betrachtete es lange ärtlich und väterlich. „Das sollst du nicht ein Faden Gold sein!“ Er schüttelte philosophisch umraunt den grauen hochföhen Schädel.

„Sieh doch nach!“ stieß sie ihn ungeduldig zur Tat. Er entfaltete das Papier wie ein Reliquientuch.

„Was ist?“ spüete sie weiter.

Er schälte. „Neun Zehntel“, rief er.

„Wie?“ fragte sie argwöhnlich.

„Weil es neun Zehntel sind“, stellte er logisch einwandfrei fest.

„Na und?“

(Fortsetzung folgt.)

Urlaub vom Himmel

Roman von Alfred Schlotauer

Copyright by Verlag Carl Duncker-Berlin.

(Nachdruck verboten.)

XXXIII.

Wassergüsse brachten sie bald wieder zu sich. Ein Glas Sekt hob sie auf die Beine mit verflatterten Sinnes, triefend, sah, sie um sich, sah wie Joseph, das Gedächtnis begann zu arbeiten. Mit kleinen schwebenden Schritten gina sie zu einem Sessel, sank darauf nieder und legte beide Hände vor das Gesicht, als sperre sie sich in eine Kammer, in Abgeschlossenheit zu überlegen.

Die Gäste standen und lächen in Ehrfurcht erschüttert umher. Hoch wogte keiner die Schleppe provençalischer Wortgewalt zu öffnen. Millionen — Millionen gewonnen! In der Lotterie! Unmöglich. Ganz ungläubhaft! Märchen geben nicht plösig lebendig an. Auch nicht auf Hochzeiten ohne Bräutigam.

Jetzt aber, als Brévide fern im Verliese ihrer Hände lauerie, drangen Baugemut auf den kleinen forschen Kapitän ein. „Nicht wahr, was Sie da gesagt haben? Millionen in der Lotterie?“

„Wahr ist es“, rief er, „so wahr die Hängebrücke über dem Saal hängt.“

Er schaute braun auf die Diele.

Da standen alle mit weit aufgerissenen Mäulern. Aufrubr. Wahr! Bei Gott wahr! Die kleine Brévide, ihre Brévide, war Millionärin! So reich wie Madame Helene, die Besitzerin der Cypria, des reinsten Hauses in der Rue Ventomago. „Wie Madame Helene! Wist in bestramelt. Zehnmal, tausendmal so reich!“

„Wirklich!“ Wüch freuten das Mädchen, das zehntausendmal reicher war als das Sankel höchsten Reichthums im Quartier. Eine Billionärin! Und sah lebhaftig da und fast nichts am Leibe! Bei allen Seiltän, ein Wunder war geschoben am helllichten Tage.

Andachts erschauernd umrattete sie in respektvoller Entfernung die Beandete. Die Bital stand mit einem Wase mutterseelenallein. Alles wich von ihr fort wie von einer Pestkranken. Die hatte gewagt, eine Millionärin zu schmähern, zu höhnen, zu wü-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK